

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 172 (1899)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Franz Niklaus König von Bern wurde geboren den 6. April 1765. Sein Vater war Flachmaler. Schon früh entdeckte er ausgesprochenes Zeichnungstalent bei seinem Sohne. Er verschaffte ihm nach Kräften den besten Unterricht, da er den Mangel an technischer Ausbildung an sich selber bitter empfunden hatte. König trat mit den damals bedeutendsten Vertretern der Landschaftsmalerei wie Freudenberger, Rieter, Biedermann und andern bewährten Malern in regen Verkehr und erhielt durch diese sowohl Unterricht als namentlich auch Anregung zu selbständigem Schaffen.

Im Jahr 1786 verheiratete sich König mit Maria Magdalena Wyß von Bern und sah sich durch seine sich sehr rasch vergrößernde Familie (er hatte nicht weniger als 19 Kinder) genötigt, aus seiner Kunst eine Erwerbsquelle zu machen. Wie schon bemerkt, wohnte er lange Zeit in Unterseen, später siedelte er wieder nach Bern über.

Mit großem Geschick verlegte sich König auf die Herstellung von durchsichtigen Bildern, sogenannten Transparentbildern (viele der geneigten Leser erinnern sich vielleicht noch aus ihrer Kinderzeit her der Lichtschirme mit Mondscheinlandschaften oder Sonnenuntergang, welche damals so sehr in der Mode waren), vorzugsweise mit Mondscheinbeleuchtung. Mit diesen Transparentbildern unternahm er für die damaligen Begriffe weite Kunstreisen durch die ganze Schweiz und nach Deutschland; überall fand er gütige Aufnahme und große Anerkennung und hatte Gelegenheit, interessante Bekanntschaften anzuknüpfen, so z. B. mit Goethe, welcher in einem Brief an seinen Freund Meyer folgendes schrieb: „Ein wahrer Schweizer war diesen Winter etwa acht Tage hier, Herr Maler König aus Bern; er zeigte vortreffliche transparente (durchscheinende) Landschaften vor; er selbst war verständig, in gewissem Sinn geistreich zu nennen, auch kreuzbrav.“

Einige spätere Reisen namentlich ein längerer Aufenthalt in Paris, brachten ihm große Befriedigung und gute Einnahmen. Sein Alter war durch rasch zunehmende Uebelhörigkeit etwas getrübt; auch blieb er von schweren Heimlichungen nicht verschont. Von seinen 19 Kindern überlebten ihn nur 4; namentlich tief schmerzte ihn der Verlust eines Sohnes, welcher

herborragende künstlerische Anlagen zeigte; er fiel 1814 einer politischen Oppositionsbewegung zum Opfer.

König starb in Bern am 27. März 1832, tief betrauert und verehrt von allen, die ihn gekannt hatten.

Wert der Medizin.

Patient: „Aber, Herr Doktor, davon hab' ich ja nie etwas gewußt, daß ich 'n Herzfehler hab'!“

Arzt: „Seh'n Sie, wie gut es ist, daß Sie sich rechtzeitig an einen Arzt gewendet haben! Sie hätten womöglich immer lustig weitergelebt und wären 'n alter Mann geworden, ohne auch nur zu ahnen, was Ihnen eigentlich fehlt!“

Schnell gefaßt.

Der neuernannte Schulze ist im Begriff, seine erste Amtshandlung auszuüben, bestehend in Ausfüllung einer Dienstbotenkarte für die Viehmagd Alma Schlamphuber. Die Sache geht leichter, als er sich gedacht hat; alle Rubriken des vordruckten Formulars (Name? geboren, wo, wann? Religion? und so weiter) erhalten den richtigen Vermerk; nur zum Schluß steht so 'ne faderlorsche Bemerkung, die ihn einen Augenblick in Verlegenheit setzt. „Dient nicht als Reiselegitimation“ heißt es nämlich da. Doch, wie gesagt, nur einen Moment dauert das Schwanken des Herrn Schulzen, dann schreibt er entschlossen dahinter: „Sondern als Viehmagd!“

Gedankensplitter.

Man bemerkt oft das eigene Glück nicht, weil man zu viel auf jenes der andern sieht.

* * *

Ein Genie kann die ganze Menschheit aufklären, aber sie ebenso leicht verdummen.

* * *

Der Diamant wird durch den Schliff durchsichtiger, der Mensch undurchsichtiger.

* * *

Es ist leichter, sich hundert Bedürfnisse anzugewöhnen, als eines ab.

Wie es in der Cholerazeit dem Hamburger Pferdetransporteur (Koppelneght) Simon Levy im Harz erging, davon erzählte das „Hamb. Tagebl.“ folgende drollige Geschichte: Derselbe wurde von einem Pferdehändler mit einer Koppel Pferde nach der Zuckerfabrik Wolfersschwende am Harz gesandt. Es gelang Levy, glücklich alle Fährlichkeiten zu überwinden. Die Pferde wurden zur Zufriedenheit abgeliefert, und wohl- gemut wanderte der Transporteur auf Roßla zu, um von dort mit der Bahn nach Hamburg zurückzukehren. Levy besucht nun aber die Gegend fast jeden Monat und ist dort eine bekannte Persönlichkeit. Als er sich in einem Dorf zum Mittagessen niederließ, war er nicht wenig er- staunt, als einige bekannte Landleute ihn nur oberflächlich begrüßten und sofort das Lokal verließen. Keine zehn Minuten waren ver- gangen, als in seiner ganzen Amtswürde der Schulze, begleitet von dem Gemeindediener, sichtbar wurde, der Levy aufforderte, ihm zu folgen. Im Spritzenhaus war der Rat des Dorfes versammelt. Der Schulze studierte eifrig die Bekanntmachung des Landrats und kam zu dem Schluß, der Delinquent müßte desinfiziert werden. Wie das aber anstellen, da ein Des- infektionsapparat im Dorfe nicht vorhanden war? Den gordischen Knoten löste endlich ein Hausflächter, der vorschlug, den Verdächtigen einige Stunden in der Räucherammer des Schulzen unterzubringen und schwach anzu- räuchern. Der Vorschlag wurde ausgeführt. Einige Stunden später erfuhr der berittene Gendarm von dem Femgericht. Als ver- nünftiger Mann befürchtete er, daß der Ange- räucherte erstickt sein würde. Mit Angst und Sorge schlich der Gemeinderat zur Wurstkammer. Statt des Toten, den man zu finden befürchtete, erblickte man Freund Levy ganz gemütlich auf einer Kiste sitzend und eine mächtige Wurst verzehrend. Derselbe, mit den Einrichtungen ländlicher Räucherammern bekannt, hatte den Schieber, der den Rauch aus dem Schornstein in die Rauchkammer leitet, zugeschoben und sich in dem nun kühlen Raum eine Mettwurst zu Gemüte gezogen, da er seit 5 Uhr morgens nichts gegessen.

Der Schulze verzichtete auf eine weitere Desinfektion und war froh, daß Levy mit dem Rest der Wurst weiter pilgerte.

Kuriose Grabchriften.

Zum christlichen Andenken an den ehren- züchtigen Junggesell N. N., welcher im Jahre 1884 nach unerforschlichem Ratschluß Gottes durch eine Masse Pulverentladung einen schauer- vollen Tod überstanden hat.

* * *

Hier in dieser Gruben
Liegen zwei Müllerbuben,
Geboren am Chiemsee,
Gestorben an Bauchweh. (Echt!)

* * *

Von sieben Stichen totgebohrt
Starb Peter Hofer hier am Ort,
Der gerechte Gott im Himmel
Wird strafen einst auch diesen Lummel.

Steigerung.

Lehrer: „Groß, größer“ nennt man eine Steigerung, ebenso „dick, dicker“. Wer kann mir noch eine sagen?

Gustel: Kloßbrühe, Klosterbrüder.

Gewissenhafte Einhaltung eines Mietvertrages.

In einem Blatte stand folgendes Inserat: „Laut Kontrakt habe ich bei meinem Wohnungs- wechsel mein bisheriges Logis in demselben Zustand zu übergeben, in dem ich es vor drei Jahren übernommen habe. Um diese Bestim- mung erfüllen zu können, suche ich 50 Mäuse, 200 Motten und 500 Wanzen lebend zu kaufen.“

Gedankensplitter.

Wer einen Freund ohne Fehler verlangt,
wird bald keinen Freund mehr haben.

* * *

Ein Schwäger ist wie eine Mühle, wobei
man nur das Klappern hört und kein Mehl sieht.

* * *

Das größte Spielhonorar beziehen die Ro-
mödianten des Lebens und nicht die der Bühne.

* * *

Wer für die Menschheit gekämpft, muß dann
meistens für sich selber fechten.

Lob des Velos.

Professor Paolo Mantegazza, der bekannte italienische Physiolog und Anthropolog, ist ein begeisterter Anhänger des Radfahrersports. Von einem Mailänder Herrn um seine Ansichten über das Radfahren befragt, antwortete er in folgender Weise:

Es ist der Triumph des menschlichen Gedankens über die Trägheit der menschlichen Materie; zwei Räder, die kaum den Boden berühren, die Flügeln gleichen und die dich weit, weit forttragen mit einer schwindelerregenden, trunkenmachenden Bewegung, ohne den grausamen Schweiß gepeitschter Zugtiere, ohne das verhasste Geräusch rauchender Maschinen; ein Wunder von Gleichgewicht, von Einfachheit, von Leichtigkeit; ein Maximum von Kraft und ein Minimum von Reibungen; ein Wunder von Schnelligkeit und von Eleganz; der Mensch, der ein Engel werden will und nicht mehr die Erde berührt; Merkur, der aus seinem alten hellenischen Grabe erstanden ist und greifbar und lebendig vor uns erscheint.

Das ist das Zweirad „Mantegazza“. In begeistertern Worten und in einer blumenreichen Sprache ist das Lob des Velocipeds wohl noch niemals gesungen worden.

In der Landapotheker.

Provisor (zum Lehrling): „Hier, dieses Rilo Schweinesett wird in vier Teile geteilt; der eine Teil wird gelb gefärbt, der zweite grün, der dritte grau und der vierte braun. Dieses hier sind die Büchsen dazu. Gelb ist Löwenfett, grün Schlangenfett, grau Elefantenfett und braun Bärenfett — so wollen's die Bauern haben!“

Übertrumpft.

1. Fabrikant: „Meine Geldbassetten haben die Feuerprobe bestanden. Neulich that ich ein lebendes Huhn in eine Kassetten, stellte sie aufs Feuer und sie widerstand, bis das Huhn gebraten war.“

2. Fabrikant: „Das ist gar nichts. Ich that in die meinige auch ein lebendes Huhn, ließ sie während mehrerer Stunden im Feuer, und als ich das Huhn herausnahm, war es erfroren.“

Das letzte Wort.

Der Hausbesitzer Schnobel liegt schwer erkrankt im Bett. Jeder glaubt, daß es bald mit ihm zu Ende gehe, denn seit zwei Tagen hat Schnobel kein Wort gesprochen und alle an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet gelassen.

Unter den Angehörigen herrscht daher große Betrübniß. Um Ordnung in die Vermögensangelegenheiten zu bringen, erscheint es dringend notwendig, noch einige wichtige Fragen an den Erkrankten zu richten. Doch wie ihn zum Sprechen bringen?

„Halt!“ meint endlich ein Freund des Hauses, „vielleicht giebt es doch noch ein Mittel, ihm die Zunge zu lösen!“ Und über das Bett Schnobels geneigt, ruft er ihm laut ins Ohr: „Herr Schnobel, was soll mit den Mietern Ihres neuen Hauses geschehen?“

„Steigern!“ wimmert der Gefragte mit verlöschender Stimme.

Grabchriften.

Hier ruht der alte Schubanel,
Im Kriege sanft, im Frieden ted.
Er war ein Engel diesseits schon
Und G'freiter im Jäger-Bataillon.

* * *

Grob ist dieser Stein,
Noch gröber war Defunctus;
Leser! polier' dich fein,
Sonst wirst du sein Adjunctus.

* * *

Hier ruht Thomas Meß,
Im Leben ist er gewest
Schneider aus Prag,
Hat gearbeitet Nacht und Tag.
Wer war schuld an seinem Tod?
Unausgebadenes Laibl Brot.

* * *

Durch einen Ochsenstoß
Ram ich in des Himmels Schoß.
Mußte ich auch gleich erblaffen —
Und Weib und Kind verlassen,
Ram ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du.

Der Hinkende Bot als Barometer.

Im alten Hinkenden Boten von 1812 steht folgende ergötzliche Geschichte zu lesen:

Barometer, wohlfeil.

„Mein Handel ist nichts mehr“, sagte ein Barometerhändler; „die neuen Erfindungen haben schon manchen alten, einträglichen Beruf über den Haufen geworfen! Mir geht es ebenso! Soweit der Hinkende Bot bekannt ist, braucht man keinen Glasbarometer mehr; denn dieser Barometer ist der beste und untrüglichsie Wetterzeiger.“

Die Sache verhält sich so: „Man schafft sich den Kalender an, setzt in dem Haushof oder Garten zwei vier Schuh hohe Pfähle in einer Entfernung von zehn Schuh in den Boden; man macht von einem Pfahl auf den andern eine Schnur fest; auf die Mitte dieser Schnur wird der Kalender gehangen. Dieser zeigt die Witterung folgendermaßen an. Bewegt er sich, so ist Wind; ist er naß, so ist feuchtes Wetter; tropfet er, so ist Regen; ist er warm, so ist Sonnenschein; ist er unbeweglich, so ist Windstille; fällt er herunter, so ist Sturm!“

Aus dem Examen.

Lehrer: „Was mußten Adam und Eva thun, nachdem sie aus dem Paradiese gejagt wurden?“

Kind: „Sie hei müesse Brot frässe, bis sie g'schwigt hei.“ (Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.)

* * *

Lehrer: „Wie kam es, daß die himmlischen Heerscharen gerade da waren, als Christus in dem Stalle zu Bethlehem geboren wurde?“

Knabe: „Der Stall isch halt ihre gfi.“

Durch dick und dünn.

Ein Bedienter, der einen pressanten Auftrag zu besorgen hatte, rannte unterwegs zwischen einem magern Herrn und einer wohlbeleibten Dame in aller Eile hindurch, beide etwas unsanft beiseite schiebend. Auf die barsche Frage, warum er sich so etwas erlaube, erwiderte er: „Mein Herr hat mir befohlen, durch dick und dünn hindurchzugehen.“

Wort gehalten.

Studioſus (zu einem Kommilitonen): „Du, höre mal, wie ist das mit den zehn Franken, die ich dir gepumpt habe? Jetzt ist das schon drei Monate her, und damals sagtest du, du brauchtest sie nur für kurze Zeit.“

Rommilitone: „Ganz recht, ich hatte sie nur eine halbe Stunde.“

Mit bewaffnetem Auge.

Ein Herr überraschte eines Abends im Garten seinen Bedienten, wie dieser, neben jedem Auge eine Pistole haltend, nach den Sternen empor-schaute. „Was treibst du denn da?“ fragte er ihn. „Zu Gnaden, Herr, ich habe gelesen, man könne viele Gestirne nur mit bewaffnetem Auge sehen.“

Fein gegeben.

Erster Gast: „Sieh', da drüben sitzt dein Schneider!“

Zweiter Gast: „Sprich nicht so laut!“

Erster Gast: „Warum? Habt ihr etwas miteinander gehabt?“

Zweiter Gast: „O nein, aber er ist mir noch die Quittung auf zwei Anzüge schuldig.“

Für unzufriedene Leute, denen nichts recht ist.

Der Mann, der's macht, wie's allen gefällt,
Der muß erst kommen auf die Welt.

Grabſchriften.

Hier liegt begraben unser Organist,
Warum? weil er gestorben ist.
Er lobte Gott zu allen Stunden.
Der Stein ist oben und er liegt unten.

* * *

In diesem Grab liegt Anich(s) Peter,
Die Frau begrub man hier erst später.
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ew'ge Ruh' nun haben?

* * *

Ich lieg' im Grab und muß verweisen.
Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch du!
Drum steh' und bet' für meine Ruh'.

Uttigen vermutlich an die Herren v. Kramburg und nach deren Aussterben mit Freiherrn Johann, dem Schultheißen zu Bern († 1350), wahrscheinlich an dessen Schwestersohn Heinrich v. Resti. Dessen Witwe, Margaretha v. Scharnachthal, verkauft 1381 den Twing Uttigen ihrem Stieffsohn Johann v. Bubenberg und dieser 1428 denselben an Niklaus v. Diesbach. Im Anfang des 16. Jahrhunderts kam die Gerichtsherrschaft durch Vergabung und Kauf an den Spital zu Thun, der bis 1798 im Besitze derselben blieb, jedoch kein Interesse am Unterhalt des Schlosses hatte und es wahrscheinlich zerfallen ließ.

Uttigen, heute eine Gemeinde von etwas über 300 Seelen, war im Mittelalter eine eigene Pfarrei. Die Priester zu Uttigen sind wiederholt Zeugen in Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts. 1325 ist die Kirche von Uttigen im Verzeichnis des Dekanats Rönz aufgeführt. Später wurde sie von ihren Patronen vernachlässigt. 1458 klagt der Visitationsbericht an den Bischof, daß der Stadtschreiber zu Bern, Thomas v. Speichingen, damaliger Eigentümer des Kirchensatzes, einen eigenen Pfarrer daselbst halte. Als dann einige Jahre nach der Reformation die Kirche abbrannte, wurde die Pfarrstelle aufgehoben und mit Kirchdorf vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Dentsprüche.

Pfeilschnell in dem kurzen Leben
Fliehen uns die Jahre hin.
Wenig Frist nur ist gegeben,
Nütze sie mit klugem Sinn!

* * *

Kopf ohne Herz macht böses Blut.
Herz ohne Kopf thut auch nicht gut.
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

* * *

Schnell entfliehen schöne Stunden;
Flüchtig nur ist Erdenglück.
Doch die Freuden, schon entschwunden,
Leuchten glanzvoll noch zurück,
Wenn des Herzens Dankbarkeit
Die Erinnerung uns weih't.

Diverses.

In einer Appenzeller Landsgemeinde war nach alter Vätersitte auch der Weibel, welcher Diebe und dergleichen aus dem Gefängnisse vor Gericht zu führen hat, neu zu wählen. Da drängt sich ein kleines Mannli vor und meldet sich auf der Tribüne zur Übernahme der Stelle. Der Landammann, ein großer stattlicher Mann, fragt ihn spöttisch: „Ja, du Ehline, wie wettisch du o d'Schelma b'ha?“ — „D hab numme nid Chummer,“ antwortete der Kleine, „es sy drum nid alli so groß wie du.“

* * *

Bei dem Ausmarsche einer Artillerie-Abteilung von Thun wurde in Merligen ein Kartätschenschuß über den schönen und windstillen See abgefeuert. Diese Gelegenheit benutzte ein gerade anwesender Photograph, indem er das hundertfach wiederhallende Echo sogleich photographisch aufnahm.

* * *

Stelle gesucht für ein treues Mädchen, welche das Kochen und Waschen einer feinen Küche gründlich versteht und auch selbständig einen ledigen Herrn besorgen könnte.

* * *

Wer war der erste Wursthändler? — Kexges, denn er hatte die erste Niederlage in „Salamis“.

Amerikanische und spanische Landtruppen.

Es dürfte wohl manchen Leser des Sinkenden Boten interessieren, wie die gegenwärtig kriegsführenden Soldaten eigentlich aussehen, und welche Art von Uniformen in diesen Ländern üblich seien. Auf nachstehenden Bildern ist das nun deutlich zu ersehen. Wenn auch den dortigen Bedürfnissen und dem Klima angepaßt, so differieren die Uniformen nicht so sehr von denjenigen, an die wir gewohnt sind; so heimelt uns z. B. der Clevelandpionier mit seiner gewaltigen Bärenmütze ganz vertraut an. Die Uniformen der Kubaner haben einen mehr fremdländischen Anstrich, während der spanische General in Parade mit seinen goldenen Epauletten an die französische Generaluniform erinnert. — Schade um die braven Soldaten, die sich in nutzlosem Kampfe gegenseitig aufreiben.

Amerikanische Landtruppen.



Infanterist
(selbstmännlich).

Festungsartillerist.

Infanterist im kleinen Dienstfang.
General im Mantel.

Infanterieoffizier
(selbstmännlich).

Kavallerist (selbstmännlich).
Offizier des Kavalleriecorps.
Gefeldartillerist.

Spanische Landtruppe.



Infanterie auf Cuba. Sägenderoffizier (feldmarschmäßig).

Generalstabsoffizier.

General in Parade.

Kavallerie auf Cuba.

Kavallerie auf Cuba.

Auch eine der Folgen des 5. März 1798.

Ja, deren sind viele gewesen; wollte man sie nacheinander erzählen, man könnte tage- und nächtelang berichten und würde nicht fertig, denn es kommen immer wieder neue zur Sprache; so hat der Bote vor gar kurzer Zeit im Amt Sestigen ein Histsörlein von jenem Unglückstag vernommen, daß er noch sein Lebtag nie und nirgends gehört hat, daher er es seinen werten Lesern gleich frisch und warm aufstischen will. Es ist nichts Spasshaftes; wer könnte auch über einen Tag spassen, an dem das liebe Vaterland eine Beute des Feindes geworden war!

Wie tapfer sich die Berner bei Neuenegg geschlagen haben, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Dasselbst war auch eine Oberländer Scharfschützencompagnie, aus der ein trefflicher Schütze sich hinter eine Haselstaude postierte und nichts zu thun hatte, als seinen Stutzer loszufeuern und wieder zu laden, lange Zeit hintereinander, ohne Unterbrechung. Er zielte immer nach Offizieren, die zu Pferde saßen, und nach jedem seiner Schüsse sah er einen richtig Getroffenen vom Gaul herunterpurzeln. Die andern Scharfschützen richteten auch große Verheerung an und waren alle siegesfreudig.

Unerwartet kommt die Nachricht zu ihnen, Bern sei über und man solle sogleich aufhören, gegen die Franzosen zu schießen. Herrgott im Himmel! welch ein Schlag war das für unsere siegreichen Vaterlandsverteidiger zu Neuenegg! Einen Augenblick schien's, als wollten sie alle rasend werden. Wutausbrüche in Fluchen und Toben, Weinen, Heulen und herausplappendes Lachen wechselten ab. Ein Scharfschütz zerschmetterte den Kolben seines Stuzers auf einem Stein, rufend: „Jetzt brauche ich den d. . . . s Schnebel nicht mehr“; sein Pulver schmiß er von sich und klagte: „Ach, daß ich diesen Tag erleben muß!“

Derjenige, welcher, hinter der Haselstaude postiert, so manchen Feind getroffen hatte, hielt sich nun ruhig und sah starr vor sich hin. Vom Moment an befahl ihn eine unheilbare Schwermut, die ihn bis zu seinem Tode nie mehr verließ. Seine Waffen warf er von sich; „was brauch' ich euch weiter?“ sprach er mit thränen-erstickter Stimme. „Wir haben gesiegt und doch ist Bern über und das Vaterland verloren!“

Tiefgebeugt trat er, da unter den Soldaten schreckliche Verwirrung herrschte infolge der Schreckensnachricht, den Weg nach der Heimat an. Zu Hause angekommen, sprach er zu den Seinen: „Alles ist verloren und den Montag will ich nie mehr anschauen!“

Der 5. März 1798 war ein Montag und das Wetter ausnehmend schön gewesen.

Der vor Kummer und Schwermut geisteskrank gewordene Mann hielt Wort. Wenn's nach einem Sonntag um Mitternacht die zwölfte Stunde schlug, schloß er seine Augen, die er nicht öffnete bis zur Mitternacht, mit welcher der Dienstag anfang. Den Montag hat er nie mehr angeschaut. — Er verordnete, daß man ihm am Montag eine Mehlsuppe mache und sie ihm an eine von ihm bestimmte Stelle setze; es war die einzige Nahrung, die er an einem Montage genoß, den er jeweilen still, jegliches Gespräch vermeidend, für sich zubrachte. Den Vorsatz, den er im tiefsten Unmut seiner Seele am größten Unglückstage seines Vaterlandes ausgesprochen, hat er bis zu seinem Tode gehalten.

Gedankensplitter.

Wenn die Glocken der Erinnerung läuten, wird es Sonntag im Herzen.

* * *

In der kalten Region der Höflichkeit wird es der Wahrheit schwer, sich nackt zu zeigen.

* * *

Schaffen und streben — ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben — Nichtsthun ist Tod.

* * *

Beleidigt dich ein Schwacher, schone seiner,
beleidigt dich ein Starker, schone deiner.

* * *

Die Freuden der Menschen kosten gewöhnlich weit mehr, als ihre Leiden, und doch tragen diese die bessere Frucht.

* * *

Hast du genug und Überfluß,
Denk' auch an den, der darben muß!

* * *

Lege für Alter und Not zurück, solange du kannst, denn die Morgensonne scheint nicht den ganzen Tag.

Der poetische Radfahrer.

Anfangs hab' ich's auch getadelt,
Und ich schwur, ich führe nie,
Und nun hab' ich doch geradelt,
Aber fragt mich nur nicht — wie?

Als ich neulich pfeilgeschwinde
Steil bergab gefahren bin,
Flog mein Zweirad gleich dem Winde,
Aber fragt mich nicht — wohin?

Ach, da gab es großen Schrecken,
Und mein Körper schmerzt mich so
Von den vielen blauen Flecken,
Aber fragt mich nur nicht — wo?

Und mein Rad, das ruinierte,
Trug die Eisenbahn ans Ziel;
Und der Radarzt liquidierte,
Aber fragt mich nicht — wie viel?

Daß ich ausglitt, wenn's geregnet,
Leute anfuhr, unversehrt,
Ist mir gleichfalls schon begegnet,
Aber fragt mich nicht — wie oft?

Bedenke wohl, was du sagst!

Lehrer zum Schüler: „Unter Gegen-
wart versteht man das, was gerade jetzt ge-
schieht! Z. B. wenn du sagst, ich sehe einen
Ochsen, wann siehst du ihn?“

Schüler: „Gerade jetzt!“

Zum Zeitvertreib.

Bergfex: „Bei Euch ist es aber fürchterlich
langweilig!“

Führer: „Da können wir schon abhelfen;
thun wir halt a bißl raufen!“

Was ist der Gipfel des Widerspruches?

Wenn ein Löwe und ein Tiger sich um eine
Beute reißen und der Tiger den Löwenanteil
bekommt.

Im Gegenteil.

Mama (zum kleinen Karl, der mit seinen
Kameraden Indianer gespielt): „Aber Kind,
wie siehst du aus! Du bist ja kreidebleich! Ihr
habt euch sicherlich wieder halb kaputt geschlagen!“

Karlchen: „Im Gegenteil, Mama, wir
haben eine Friedenspfeife nach der andern ge-
raucht!“

Was der Sinkende von der Welt weiß.

Er weiß vor allem, daß er bei seinen alten
Bekannten wieder willkommen ist, und daß sein
herzliches „Grüß Gott“ ebenso herzlich erwidert
wird. Deine kleine Welt zu Hause, lieber Leser,
war wohl seit unserem letzten Wiedersehen we-
niger stürmisch als die große Welt um dich
herum. Du hast friedlich gearbeitet und die
Früchte deines Fleißes mit Dank gegen Gott
genossen. Wie gern würde das mancher von sich
sagen, den blutiger Waffentanz von Haus und
Hof, von Weib und Kind gerissen hat — weit
weg von uns, im Osten und im Westen. Vor
Jahresfrist war es bekanntlich türkisches und
griechisches Gebiet, über welchem der Kriegsgott
die Geißel schwang. Kreta war der Ausgangs-
und Mittelpunkt des Kampfes, den einige Groß-



König von Spanien.

Königin-Regentin von Spanien.

mächte dadurch beschwören zu können glaubten,
daß sie unseren früheren Bundespräsidenten
Ruma Droz als Gouverneur der Insel in Vor-
schlag brachten. Nun ist der Kampf dort zu
Ende, aber Kreta hat noch keinen Gouverneur
und wird nach wie vor türkisch bleiben.

Wie vor 12 Monden alle Welt von Kreta
sprach, so heute alle Welt von Ruba. Beide
Gebiete haben viel Gemeinsames: Beide sind
Inseln; beide gehören politisch zu anderen Staaten,
als sie ihrer geographischen Lage nach hingehören
würden, nämlich Kreta zur Türkei anstatt zu
Griechenland, Ruba zu Spanien anstatt zu
Amerika. Beide haben unter der Mißwirtschaft
ihrer Obrigkeiten gelitten, und bei beiden hat
die Unzufriedenheit mit dem Joche zu bewaffneten
Aufständen geführt. Ruba wurde Anno 1492
von Columbus entdeckt, circa 20 Jahre später
von den Spaniern erobert, anfänglich von ihnen
gut gehalten (so daß sich rasch ein geordnetes



Dr. S. M. Andree.

höheren Ortes folgen müssen, von wo es keine Wiederkehr mehr giebt. Im übrigen bleibt es diesmal dem Sinkenden zu seiner Freude erspart, eine Totentafel aufzustellen. Wie er selbst gern lebt, so gönnt er das Leben auch anderen, und er hofft, bei seinem nächsten Rundgang alle, die ihn jezo mit altgewohnter Freundlichkeit aufgenommen haben, wieder wohlbehalten anzutreffen.

Fort mit schlechten, Willkommen den guten Büchern!

Unter der Flagge der sogenannten volkstümlichen Lektüre, mit der täuschenden Verlockung der Billigkeit und dem verführerischen Gewande des Interessanten und Spannenden, werden noch immer in Masse Schriften angeboten, die, weit entfernt, den Segen eines guten Buches zu vermitteln, bei ihren Lesern nur Verderbnis anrichten können. Wir meinen damit im besondern die lange schon berüchtigten sogenannten Schund- und Schauerromane, einen von Winkelbuchhandlungen in unser Land eingeschleppten Verlagsartikel, der im vollen Wortsinne als ein geistiger Unrat anzusehen ist. Denn sein Wesen ist eine nur auf sinnliche Begierde angelegte tolle Schilderung des Lasters und Verbrechens, strotzend von allem Schmutze menschlicher Verworfenheit. Dabei tragen diese Romane in jeder Hinsicht ein durchaus fremd berührendes unschweizerisches Gepräge und sind obendrein, da sie sich durch 80—100 Lieferungshefte fortspinnen, offensichtlich auf materielle Ausbeutung der Leser berechnet. Die Verbreitung solcher Druckwerke unter unserm Volke ist ein

gefährlicher Schaden an seinem Wohle, auf den nicht genug aufmerksam gemacht werden kann.

Für jedermann, der sich auf diesem Wege nicht betrügen lassen will, sind die Merkmale der betreffenden Schundromane dadurch kenntlich, daß sie in Lieferungsheften (auch in Form von Zeitschriften) zu 15 Cts. erscheinen und auf dem illustrierten Umschlage mit dem Vermerk einer deutschen Verlagfirma in Dresden oder Berlin versehen sind.

Diesen verwerflichen Druckerzeugnissen gegenüber bemühen sich die auf reine Gemeinnützigkeit begründeten Vereine für Verbreitung guter Schriften, die Massen der Bevölkerung mit einem wohlbeschaffenen, der Bildung dienenden Lesestoff zu dem denkbar billigsten Preise zu versorgen, indem sie allmonatlich ein stattliches Bändchen Erzählungen zu 10—20 Cts., je nach dem Umfange, herausgeben. Vom Werte ihres Inhaltes ganz abgesehen, stellen sich diese Publikationen um das Mehrfache billiger als die besprochene Schundlektüre. — Alle diejenigen, die für Bücher nur wenig Geld aufwenden können, dabei indessen doch ein gewisses Lesebedürfnis haben, sind durch die Herausgabe jener „guten Schriften“ auf den sichersten und einfachsten Weg gewiesen, dieses Verlangen in einer ihnen wohl zusagenden Weise zu befriedigen. Denn durch Verkaufsstellen, die beinahe in jeder Thalschaft mehrfach errichtet sind, ist der Bezug dieses Lesestoffes bestmöglich zugänglich gemacht.

Vor die Wahl gestellt, ob man sich mit einer irregeleiteten Leseleidenschaft die Seele beschmutzen oder sie an reiner Quelle stillen wolle, wird jeder Verständige sich an jene Bändchen halten, die gemeinnütziges Wirken von Monat zu Monat ins Land hinausführt, als freundliche Boten für den Familien- und Bildungssinn des Schweizerhauses.

Denksprüche.

Sage mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist.

* * *

Zwei Arten von Menschen sterben wahrscheinlich nie aus: Die Narren, welche künftige Dinge prophezeien, und die Narren, welche es glauben.



Der Abend-Sitz bei dem Autor in Unterseen.

S. H. König fecit.

Das Rühmen.

Jeder Mensch hat seine Fehler und jede Zeit ihre Laster; nun ist aber der Mensch oft blind für seine Fehler, die Zeit für ihre Laster, und wenn sie sich dann wie Steine über den Weg legen, und der Mensch, darüber stolpernd, den Kopf einschlägt, so ist es austubaklet mit den Augen, wenn sie ihm jetzt auch aufgingen. Zuweilen stolpert aber auf gleichem Wege einer gerade vor ihm, dann kann er den Stein noch sehen und meiden. So bin ich ein Zeitkind und erkannt' ihre Laster auch nicht von mir aus, bis jüngst ein Bauer über eines stolperte und die Nase einschlug, da gingen mir die Augen auf.

Das war ein halbleinener Diplomat und ein Piffikus, wie ich keinen kannte, und er meinte es selbst oft, und wenn er Wein hatte, so rühmte er sich: Er fürchte keinen, und wenn es sein müßte, so wollte er unsern Herrgott übers Rübli lüpfen.

Der hatte viele Diensten und einen eigenen Gebrauch: Der rühmte jeden Dienst und hob jeden über den andern empor auf Kosten der andern und hinter dem Rücken der andern. Mit Rühmen erspare er viel Geld, rühmte er oft, und seine Leute haßten einer den andern wie d'r Tüfel, aber an ihm hingen sie wie an einem Vater.

Dem Sami sagte er im Stalle: du bist e ganze Kerli; wenn ich dich nicht hätte, ich wüßte nicht wie husen; von den andern ist keins kein Wagen wert; sobald ich mich öppe lehren kann, will ich dir daran sinnen. War er mit Dani beim Fahren, so sagte er: d'r Sami ist e Hundsbub und nit e halbe Diresittel wert. Sobald i'h d'r Schwäher im Lätt ha und öppe v'r mag Lohn z'gäh, su schide i'h ne u du mußt Meisterchnecht sh.

Dem Ludi sagte er auf dem Felde: Si haffe di all gar v'rflümmeret, aber acht di desse nüt, wenn i nume mit d'r z'friede bi. U du laß di ah wie no lene, fahr ume so furt, i'h will d'r de d'ra sinne, und es muß d'r de bal lene meh z'befehle ha.

Zu Joggi, der seine Sache im stillen machte und die Bähre immer am schwereren, den Steden am dreßigen Ort nehmen mußte, sagte er nicht viel und ließ ihn machen. Aber wenn die andern ihm Streiche spielten, so lachte er

sich fast krank und sagte zu Babi, so hieß seine Frau: So ne Baschi muß me ime niedere Fuß ha, vo wege we me lene het, sött me ne selber sh.

Der Meisterjumper stellte er den Fuß in den Hasen, daß sie längs Stüd meinte, wenn des Bauern Babi stürbe, so fehlte es nicht, daß sie nicht des Bauern Babi würde. Dagegen meinte Stüdi, die Hofelmagd, sie sei der Hahn im Korbe; deswegen machte sie am Sonntag ein Büscheli-Müll, die andern sechs Tage aber gab sie niemand ein gutes Wort. Dem Buben aber sagte der Meister: e listigere Tüfelsbub hätte er noch nie gesehen; wenn er noch einen solchen hätte, so wollte er den Teufel auf dem Breitfeld fangen. Öppis so grad ane gebe es nicht aus ihm; entweder werde er ein Herr oder werde gehängt, eins von beiden.

Er solle styp Achtung geben, was die andern b'richten, und solle es ihm sagen, er wolle ihm dann auch sagen, was er ihnen sagen solle, öppe dem einen hie und da einen Stich, dem andern aber was Schönes, aber stüpf se geng so süßerli uf, eis gegen z'angere. Wenn er's gut mache, so müsse er eine Rappe haben mit dem längsten Zottel, den er finden könne, und eine Rutte, daß der Statthalter keine schönere habe.

Das Eing'richt gefiel mir b'sunderbar, aber kurios dünkte es mich, daß der Hof ein Wagen schien, an welchen acht Rosse angespannt seien, viere vornen und viere hinten, und alle zogen vom Teufel, aber der Wagen ging nicht ab Platz, dann zog längs Stüd kein Ros mehr. Wenn Dani fahren sollte, so wollte Sami kein Karrensalb haben, und wenn Joggi melchen wollte, so wollte Ludi misten, und wenn die Meisterjumper kochen sollte, so wollte Stüdi nicht Wasser tragen, und wenn Stüdi aufs Feld wollte, so sprengte die Meisterjumpere es den ganzen Tag ums Haus herum. Sie haßten einander alle wie Gift, und der Bube machte geng süßerli gfi gfi. Der Meister aber schimpfte im allgemeinen, daß es schlecht gehe, im Vertrauen aber sagte er jedem: ich weiß wohl, daß du nicht schuld bist, aber dā Hagel ist nüt wert, und der auch kein Schuß Pulver. So redete er von einem zum andern, und wenn ihm dann einer sagte: so schide die Hagel fort, so sagte er: du hast wohl recht, wenn Babi nicht wär, und du weißt wohl, man kann nicht immer machen wie man will. Dann find die Diensten

durcheinander g'schossen, wie ertaubet Raze, d'Meisterjumpsfete het usgschirret, daß ase d'Murkrötleni und d'Muëime d'r Büntel g'macht und Pech gäh hei, und Stüdi het kuppet, daß me's mit d'r Mistgable hät chönne chuzele bis halb yche, es hät lei Gur usg'lah. U d'r Sami het d'r Ludi i d' Finger g'no, daß d'r Ludi längs Stüd g'meint het, er heyg le Gring meh, so het ne d'r Sami g'haaret.

Ja, du ist du d'r Schinder los gfi und beid sy zum Meister g'loffe: Der Sami hat gemeint, der Meister solle den Ludi noch einmal haaren und dann fortschicken, und Ludi hat gemeint, der Meister solle den Sami aufhängen bei den Haaren, als wie den Sohn Absalom, und er wolle dann Joablis machen. Und beide sagten: was ist's an ihm gelegen, du hast ja schon lange selbst gesagt, er sei nichts wert.

Der Meister gab unter vier Augen dem Sami recht, gab dem Ludi recht, aber er schickte keinen fort, sprach sich nicht recht aus, und das ging höllisch übel an. Ein jeder meinte, das wäre doch jetzt der schädlichste Anlaß gewesen, wo der Meister hätte zeigen können, wie wert er ihm sei. Der Meister sah wohl, daß das übel anging, und war in grusamer Verlegenheit und b'schickte den Buben und wollte hören, wie die Sachen stünden. Sieh Meister, sagte der Bube, es ist böß, es trauet dir neue keins mehr recht, und es nieders muckelt, es ließe sich nicht länger für einen Narren halten, es wolle wissen, woran es sei. Und ich muß es sagen, es geht mir fast selbst so; ich habe auch noch keine Kappe mit einem langen Zottel und keine Rutte wie der Statthalter. Ich weiß nit recht, soll i'h meh öppis uf d'r ha oder nit. Wart du Dolder-Bub, rief der Bauer, that einen langen Griff und schüttelte ihn bei den Ohren, daß er meinte, der Challe vo d'r große Glocke z' Bern hange ihm im Gring und schlag an all Wänd. Du sollst wissen, sagte der Bauer, mit wem du redst. Aber los, wenn du styp furtfabrst, m'r alles z' brichte, su kaufe ih d'r zur Rutte und zur Kappe no es Fürschlache-Messer, vo de schönere eiz.

Der Bub dachte: Merk Mag!

Er wollte den Diensten sein Leid klagen und davon anfangen, wie der Meister es allen machen werde, allein sie haßten ihn alle, trauten ihm nicht, sagten ihm: Der Meister hätte ihm noch

viel zu wenig gethan; wenn er ihm den Lohn hätte geben wollen, den er ob ihnen verdient, so hätte er ihn an dem Ramin aufhängen müssen, mit dem Kopf in einem Ameisenhaufen.

Der Bube dachte: Wartet numme, es byßt nit e jedere Fisch a erst Angel.

Da starb dem Bauer der Schwäher, und viel konnte er erben. Jetzt, dachte ein jeder, jetzt sei alles gewonnen, und ein Herrenfressen stehe ihm bevor, wenn der Bauer mal anrichte. Alle wurden hellauf, als ob sie schon alle Tage linds Brot und Rüchli hätten; eins sah das andere spöttisch an, als ob es sagen wollte, jetzt machst du es nicht lange mehr, thaten einander alles Leid an, dienen aber dem Bauer in die Augen, als ob sie die Arbeit fressen wollten. Und der Bube berichtete dem Bauer viel über die glückliche Stimmung und wie alle durchs Feuer liefen für ihn und er voran. Jetzt weh mer luege, dachte er.

Das that dem Bauer wohl, er geriet auch in eine glückliche Stimmung und dachte, wenn's so sei, so wollte er nicht ein Narr sein mit dem Lohn, und mit dem Rühmen brauche er nicht mehr so handlich zu sein; ja, es fiel ihm ein, dem Joggi noch abzuziehen, weil der der Baschi sei und nicht viel dazu sagen werde. Und Joggi sagte nicht viel, und die andern gönnten es ihm noch, weil sie meinten, jetzt kriegten sie desto mehr. Aber sie kriegten nicht mehr. Der Bauer fand es auch nicht nötig, sich um seine Knechte viel mehr zu bekümmern, fand wahrscheinlich, sie sollten an der Ehre genug haben, bei ihm dienen zu können; zuweilen putzte er sie aus und wollte z'schükewys den Meister machen. Einzig die Meisterjumpsfete konnte machen, was sie wollte, die machte ihren Schnitt. Die Zeit merkte der Bub und benutzte sie. Einem um den andern jagte er einen Spryßen ins Fleisch, und wenn ihm einer auch sagte: Schwyg, du Lusbub! der Spryßen blieb sitzen und eiterte. Er sagte einem jeden, was der Bauer diesem gesagt und jenem, und stellte jedem dar, wie gerade auf ihm der Meister nichts habe, z'conträri. Sie glaubten es lange nicht, bis einmal beim Erdäpfelhaden oder Rebsjäten, wo die beste Zeit zu Verschwörungen ist, wenn der Meister nicht dabei ist, der verflümmerte Bursche den Hasen aufstach und den Ludi fragte, was ihm der Meister für die Haare gegeben, welche

der Sami ihm ausgerissen. Ludi wollte auf den Buben zu, der flüchtete sich hinter Sami; bald hätte es eine neue Rauferei gegeben, aber zu des Bauern Schaden blieb es bei den Worten. Diese Worte aber brachten den ganzen Bauern an Tag, und viel hätte es nicht gefehlt, daß sie mit den Hauen auf ihn z'Dorf gezogen wären. Aber der Bube war klüger, er legte einen Plan zu einer Verschwörung vor, der angenommen ward, und dem Meister ging es übel. Wie? ein andermal.

Das habe ich erfahren, und es that mir die Augen auf; es sollte sie aber auch andern aufthun, ich will nicht sagen, wem, aber: Merkt Mar.

Diverses.

In Arau lebt ein Greis, geboren 1800 und zur Zeit des Sonderbundes schon nicht mehr im aktiven Militärdienst. Zur Veteranenfeter eingeladen, soll er geantwortet haben, „mit so junge Schnufere laufe er nit umenandere!“

„Müller, 24 Stunden Dunkelarrest — warum lacht er denn?“

„Weil Herr Hauptmann gewiß glauben, iach fercht mich im Finstern.“

Im Theater wurde jemand von seinem Nachbar auf den Fuß getreten; zornig rief er aus: „Zum Donnerwetter, glauben Sie, ich hätte meine Beine gestohlen?“ — „Nein, da hätten Sie sich wohl ein Paar bessere ausgesucht“, war die ruhige Antwort.

Ob's viel hilft?

Er: „Wir brauchen zu viel; wir müssen uns von jetzt an unbedingt mehr einschränken.“

Sie: „Nun gut — rasier' dich selbst, und ich will dir die Haare schneiden.“

Gebildet.

Ein Fräulein, das sich immer sehr gezielter Ausdrücke bediente und mit ihrer Bildung glänzen wollte, wurde von ihrem Tischnachbar gefragt, ob sie sich nicht wohl fühle, weil sie so wenig esse. „Pardon,“ erwiderte sie, „mir ist ganz wohl, aber ich bin heute gar nicht appetitlich.“

Illusionen.

Mancher weiß beim Besteigen der Tribüne nicht, was er sagen will, und beim Verlassen nicht, was er gesagt hat.

Fässer und Menschen werden hoch gestellt, wenn's auf die Reige geht.

Erst in der Gegenwart eines Schwerhörigen merkt man, wie viel man spricht, das nicht wert ist, daß man es wiederholt.

Wenn der Mensch thut, was er nicht gern thut, thut er in der Regel das Rechte.

Man kann noch liebenswürdig sein, wenn man seine Fehler vorgehalten bekommt; aber man wird grob, wenn man sie ablegen soll.

Wer nach jeder Pfeife tanzt, hat bald müde Beine.

Rätselfragen.

(Auflösung im folgenden Jahrgang.)

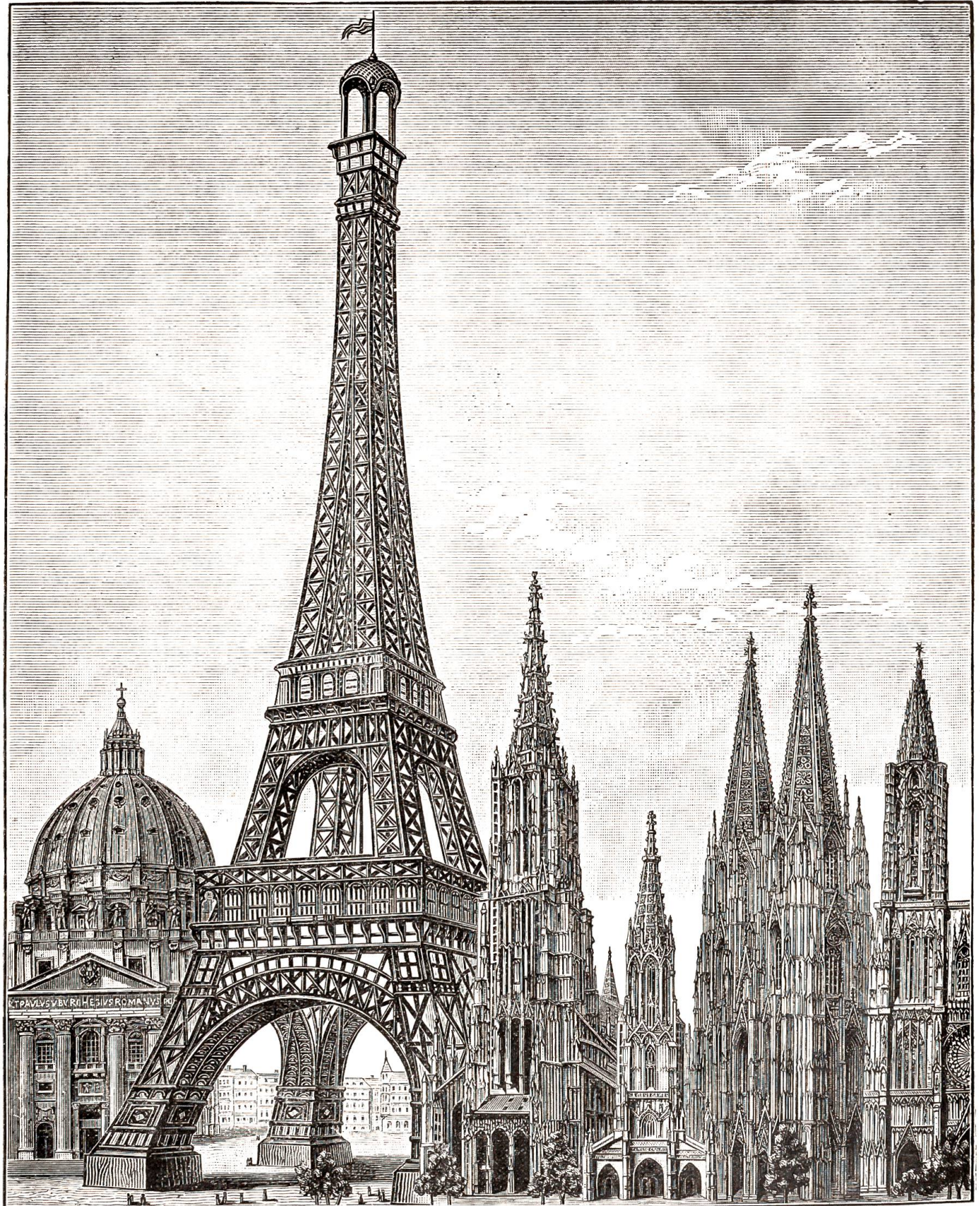
1. Was für ein Sturm thut immer wohl?
2. Was für ein Faß klingt niemals hohl?
3. Was für ein Buch hat nicht Buchblätter?
4. Was für ein Mann hat keinen Better?

Riesenhäuser in New-York und Hochbauten in Europa.

(Vergleichend zusammengestellt.)

Von allen diesen Denkmälern der Baukunst steht der Eiffelturm, welcher im Jahr 1889 bei Anlaß der Pariser Ausstellung errichtet wurde, unerreicht da, und es ist sehr fraglich, ob seine schwindelnde Höhe je von einem andern Bauwerk übertroffen werden wird. Selbst der Ulmerdom, nach dem Eiffelturm der höchste Turm beider Weltteile, verschwindet ganz neben dem eisernen Koloss, gleich wie die schlanke Dreifaltigkeitskirche in New-York neben den dortigen „Riesen-Wohnhäusern“. In Europa sind es, außer dem Eiffelturm, lauter Kirchen und Tempel zu Gottes Ehre, welche ihre Erbauer zu solchen Kunstwerken begeistert haben; in New-York dagegen hat der praktische Sinn und der Spekulationsgeist der Amerikaner das schwierige Problem

Die bedeutendsten Hochbauten in Europa.



Peterkirche Rom
132 m.

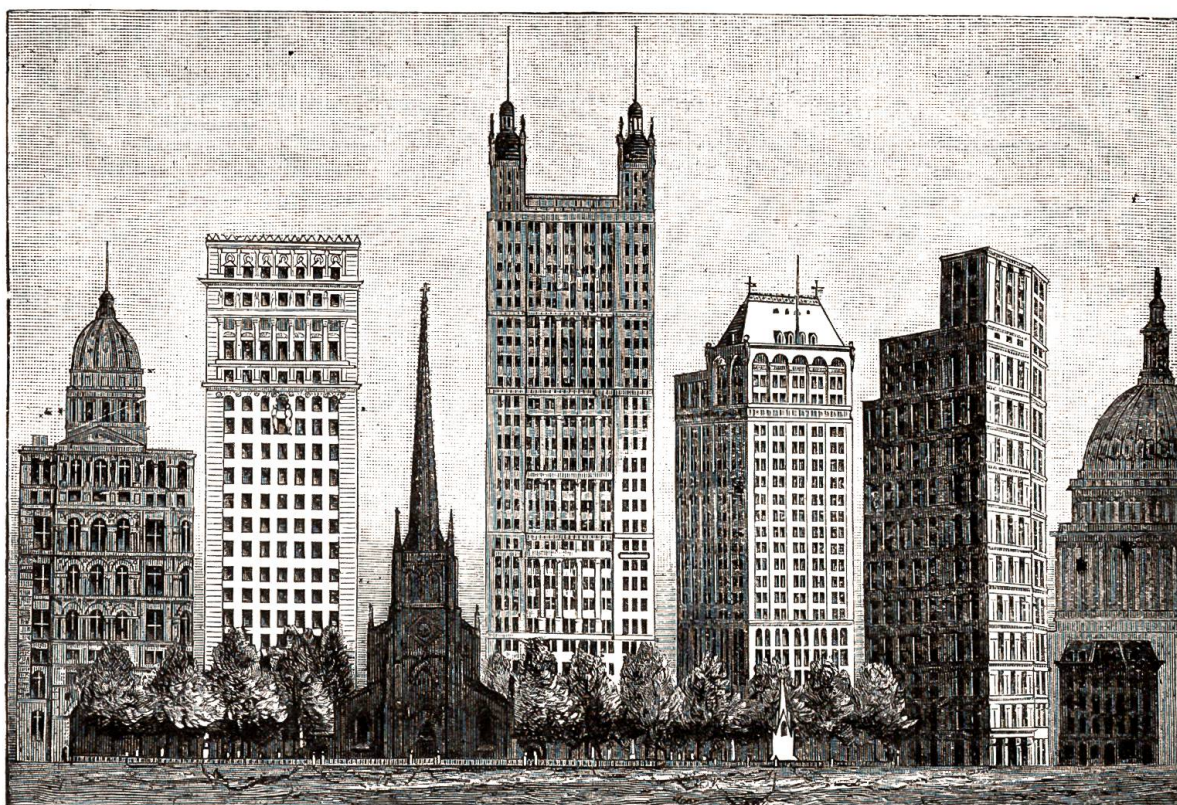
Eiffelturm
300 m.

Ulmernünster
161 m.

Bernernünster
100 m.

Abtnerdom
159 m.

Strasburgermünster
142 m.



„Zeitung World“	„Manhattan“	Dreieinigkeitskirche	Part	„Traktat-Gesellschaft“	St. Paul	Das Kapitol
89,4 m.	Lebensversicherungsgesellschaft 94,9 m.	87,5 m.	Row-Gebäude 117,4 m.	88,2 m.	93,4 m.	in Washington 87,4 m. Zeitung „Sun“ 21,3 m.

gelöst, Wohnhäuser von solch schwindelnder Höhe zu konstruieren. Was die Sonn- und Schattenseiten solcher Wohnungen sind, darüber fehlt dem Hinkenden Bote jedes Urteil; darüber können nur diejenigen Auskunft geben, welche in solchen Häusern gewohnt haben. Gerade „glücklich“ können sie einem nicht machen; zwar braucht man sich mit dem Treppensteigen nicht zu ermüden; überall sind Aufzüge und auch sonst alle irdentlichen Bequemlichkeiten angebracht; aber trotz alledem zieht der Hinkende Bote, und mit ihm wahrscheinlich die meisten seiner Leser, es vor, sein Auge zu weiden an den herrlichen Kirchtürmen, aber als Wohnung ein bescheidenes ein- oder zweistöckiges Häuschen oder ein wahrhaftes Bauernhaus zu wählen.

Der Abbruch des Berliner alten Domes erinnert an einen kurzen Briefwechsel zwischen dem einstigen Rüster dieser Kirche,

Namens Schmidt, und Friedrich dem Großen. Der Rüster schrieb: „Sire! Ich benachrichtige Eure Majestät 1. daß es an Gesangbüchern für die königliche Familie fehlt; 2. daß es an Holz fehlt, um die königliche Tribüne, wie es sein mußte, zu erwärmen; ich benachrichtige Eure Majestät 3. daß das Geländer, welches hinter der Kirche nach dem Fluß gerichtet ist, einzustürzen droht. Schmidt, Domküster.“ — Die Antwort des großen Königs lautete: „Ich benachrichtige Herrn Rüster Schmidt 1. daß diejenigen, welche singen wollen, sich die Bücher kaufen können; Ich benachrichtige Herrn Rüster Schmidt 2. daß diejenigen, welche sich erwärmen wollen, sich Holz kaufen können; Ich benachrichtige Herrn Rüster Schmidt 3. daß das Geländer, welches nach dem Fluß führt, ihn nichts angeht; Ich benachrichtige Herrn Rüster Schmidt 4. daß ich den Briefwechsel mit ihm nicht mehr haben will. Friedrich, König.“

Der Schnee als Brandstifter oder die Gefahren der elektrischen Leitungen.

Das Jahr 1898 scheint ein rechtes Brandjahr zu sein. Fast jede Zeitung weiß von größern oder kleinern Schadenfeuern zu berichten. Der Brand im Bad Weisenburg, das große Brandunglück von Merligen am Thunersee, wodurch das halbe Dorf zerstört und eine große Anzahl von Familien obdachlos wurde, der Brand in Gstaad bei Saanen und auffallend viel größere und kleinere Waldbrände sind zu verzeichnen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“, und im allgemeinen hat das Sprichwort recht, aber daß infolge von nassem Schnee eine Feuerbrunst entstehen kann, wie es bei der Telephon-Centrale in Zürich der Fall war, das dürfte doch neu sein!

In der Nacht vom 1.—2. April war, bei verhältnismäßig milder Witterung, viel Schnee gefallen. Das Gewicht des nassen, schweren Schnees hatte verschiedene Drähte der Telephonleitung zerrissen und mit der Starkstromleitung der Oberstraß-Straßenbahn in Verbindung gesetzt. In der Telephon-Centralstation arbeiteten etwa 50 Telephonistinnen. Gegen 9 Uhr fielen plötzlich sämtliche Klappen; eine Telephonistin, die eine der Klappen schließen wollte, erhielt einen elektrischen Schlag und fiel ohnmächtig zu Boden. In demselben Augenblick fingen die vielen tausend Drähte im Saale zu glühen an, die Isolationen aus Guttapercha, Paraffin etc. entzündeten sich, die Flammen fanden Nahrung am Holzwerk, bis schließlich an allen Ecken und Enden das Feuer emporzüngelte. Die Telephonistinnen konnten nichts anderes thun, als sich in schleuniger Flucht zu retten, unter Zurücklassung ihrer Hüte und Oberkleider. Es gelang, die Ohnmächtigen hinauszutragen. Kaum war die Flucht bewerkstelligt, so schlug das Feuer schon in mächtiger Flamme zu den Fenstern heraus.

Die Feuerwehr hatte eine große Aufgabe zu bewältigen. Abgesehen davon, daß die Löscharbeiten von größter Gefahr begleitet waren wegen den zahlreich herabfallenden Drähten, schien das Feuer allen Anstrengungen der Löschmannschaft zu spotten. War eine Flamme gelöscht, so loderte nebenan wieder eine andere empor. Endlich, nachdem das Feuer gegen drei Stunden gewütet und nachdem sich ein förm-

licher Strom von Wasser auf das brennende Gebäude ergossen hatte, gelang es, das verheerende Element zu bezwingen. Die Feuerwehr hatte aber auch mit Bravour gearbeitet. Eine große Anzahl Feuerwehrleute trug zum Teil ganz erhebliche Verletzungen davon.

Der durch den Brand verursachte Schaden ist ein enormer. Man spricht von über einer Million. Die Apparate allein sollen einige Hunderttausend Franken gekostet haben. Das abgebrannte Gebäude, das die Eidgenossenschaft vor kurzer Zeit käuflich erworben hatte, war für die Summe von Fr. 347,000 bei der kantonalen Gebäude-Affekuranz versichert.

Es braucht jedoch nicht immer ein Naturereignis, wie starken Schneefall, Blitzschlag, Sturm oder Überschwemmung, um Unglücksfälle durch die Elektrizitätsanlagen hervorzurufen; die bloße Berührung eines mit einer Starkstromleitung* in Verbindung stehenden Drahtes genügt. Diese Art Leitung hat Kurzschluß mit der Erde; ein Mensch, der auf dem Boden steht und dieselbe berührt, stellt dadurch eine Stromverbindung zwischen der Erde und der Leitung her, der Strom geht durch den Körper und übt die Wirkung eines Blitzschlages aus.

Es sind in der letzten Zeit an verschiedenen Orten eine ganze Reihe von Unfällen dadurch entstanden, daß zerrissene Telegraphen- oder Telephondrähte sich mit Starkstromleitungen verbinden konnten, so daß Menschen und Tiere, welche mit diesen Drähten in Berührung kamen, sofort getötet wurden. So hat sich in Basel ein gebrochener Telephondraht, der mit einer Starkstromleitung in Berührung kam, um den Hals eines Arbeiters geschlungen, stellte dadurch mit der Erde leitende Verbindung her und tötete den Arbeiter durch Verfengen der Weichteile; in St. Gallen sind Pferde durch den elektrischen Schlag, der ihnen durch die gebrochenen, mit der Straßenbahnleitung in Berührung ge-

* Man unterscheidet Starkstrom- und Schwachstromleitungen. Erstere sind elektrische Kraftübertragungen zum Betriebe von Bahnen, industriellen und gewerblichen Etablissements, und der Beleuchtungsnetze. Letztere sind die Telegraphen-, Telephon- und Signalanlagen. Starkströme werden in der Regel durch dynamoelektrische Maschinen (Motoren), Schwachströme durch Batterien erzeugt. — Das Berühren der Schwachstromleitungen schließt keine Gefahr in sich, weil die Kraft zu wenig groß ist, zudem genügend isoliert werden kann.

kommenen Telephondrähte beigebracht wurde, betäubt oder getötet worden, und in Rorschach ist gleichfalls infolge Beschädigung der Telephonleitung ein Haus in Brand geraten.

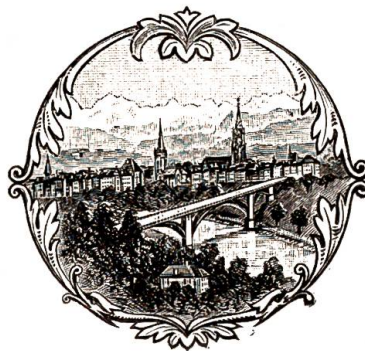
Auch aus dem Kanton Schwyz ist ein Unglücksfall zu verzeichnen, ähnlich demjenigen in Basel. Zwei Gersauer Bürger waren in der Nähe der am See sich hinziehenden Kantonsstraße mit Holzfällen beschäftigt, wobei die Drahtleitung des Elektrizitätswerkes Schwyz durch einen herabstürzenden Stamm beschädigt wurde. Der herabhängende Draht verursachte einen Waldbrand, welchen die zwei Männer wieder zu löschen versuchten und wobei sie, infolge Berührung mit dem Drahte, sofort getötet wurden. In Lausanne riß ein Telephondraht, den ein starker Schneefall überlastet hatte, und kam auf die Leitung des Trams zu liegen. Es entstand daraus für die Vorübergehenden eine große Gefahr. Ein Droschkengaul, welcher mit dem herabhängenden Draht in Berührung kam, fiel tot nieder. Nur mit größter Mühe und erst nachdem auf der Starkstrom-Centrale der Strom unterbrochen worden war, gelang es, den Kadaver fortzuschaffen. In einem Elektrizitätswerk im Jura berührte ein Arbeiter die Starkstromleitung und blieb sofort tot. Bei Gewitter sind die Telephon-Centralstationen sehr gefährdet, das hat auch Freiburg erfahren. Der Blitz schlug am 23. Mai in die Telegraphen- und Telephon-Centralstation und verursachte einen heftigen Brand, der jedoch glücklicherweise schnell gelöscht werden konnte.

Die Frage, wie solchen Unglücksfällen vorzubeugen sei, wird nun von einer vom Bundesrat gewählten Fachkommission allseitig studiert.

Sobiel als möglich werden schon jetzt die hervorragendsten Uebelstände: allzu straffes Anspannen der Telephondrähte, Kreuzung und Berührung derselben mit Starkstromdrähten und den elektrischen Konduktoren der Straßenbahnen, das Anbringen derselben an gefährlichen Stellen u. s. w., vermieden; überall, wo es nötig erscheint, werden Schutzgitter und Warnungstafeln angebracht; aber trotzdem giebt es immer wieder Unglücksfälle, und die äußerste Vorsicht bei diesen todbringenden Drahtleitungen kann nicht genug empfohlen werden; vor allem hüte man sich, während einem Gewitter zu telephonieren.

Die Brücken in Bern,

nebst einigen Betrachtungen aus alter und neuer Zeit.



Nach heißen Wahl- und Parteikämpfen, bei welchen sowohl politische als private Interessen hart aufeinander platzten, ist in verhältnismäßig kurzer Zeit eines der schönsten und großartigsten Bauwerke der Stadt Bern, die

imposante Kornhausbrücke, nach feierlicher Einweihung am 18. Juni 1898 dem öffentlichen Verkehr übergeben worden.

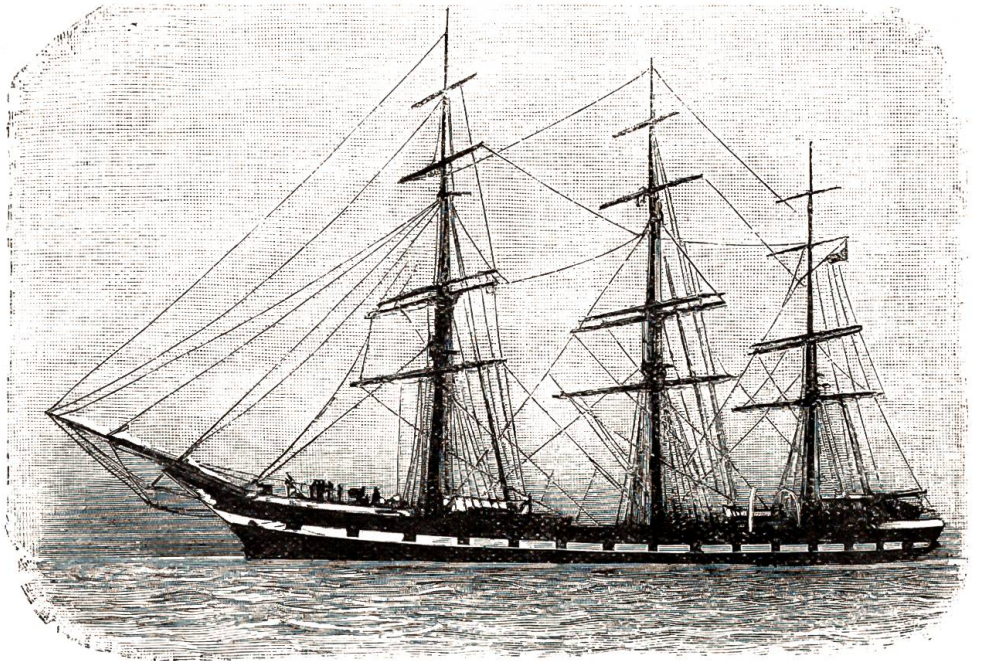
Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung in der Entwicklungsgeschichte der Stadt Bern, daß sie ihre Brücken alle unter mehr oder weniger heißen Kämpfen erringen muß, und interessant ist es, zu sehen, wie diese „Brückenkämpfe“ schon bei den ersten Brücken, welche überhaupt in Bern gebaut wurden, sich bemerkbar machten.

In einer Chronik vom Jahre 1732 heißt es über die Erstellung der ersten Nydeggbrücke wie folgt:

„Diese Bruck wurde Anno 1230 mit hölzernen Jochen zu bauen angefangen; Diesem Bau wiedersetzte sich heftig der Graf zu Kyburg, der zu Burgdorf seine Residenz hatte, der Stadt Bern abgesagter Feind; er gedachte, Herzog Berchtold seye todt, der Kayser zu weitentlegen als daß er sich ihrer beladen werde, gab derowegen vor, der Grund und Boden jenseits der Aar im Altenberg gehöre ihm zu. — Dessen ungeachtet setzte die Stadt Bern diesen Bau fort und kaufte jenseits der Aar einen Baumgarten, damit sie die Bruck auf eigenen Grund und Boden ansetzen können; Als sie nun mit der Bruck biß in die Mitte came, wollte er sie nicht fortsetzen lassen, vortwendend, von dar an seye es in seiner Bittmässigkeit, als sie aber nichts desto weniger den Bau eiffrig fortsetzten, declarierte er der Stadt Bern den Krieg; Bern beklagte sich zwar beim Kayser Friderico, der ware ihnen aber zu weit entfernet, und damals vom Pabst im Bann, selbst mit Krieg beladen, und konnte also Bern nicht schirmen. Darum

welcher den „Cromatysshire“ im Schlepptau nach Halifax brachte.

Die an Bord des „Cromatysshire“ geretteten Franzosen glauben, das Schiff, das die „Bourgogne“ so schwer beschädigt, sei nicht der „Cromatysshire“, sondern ein anderes gewesen, das jedenfalls auch untergegangen sei. Damit würde stimmen, daß der „Grecian“ noch abends 8 Uhr, als er mit dem „Cromatysshire“ davonfuhr und von der „Bourgogne“ längst nichts mehr zu sehen war, Rotschiffe vernahm und ein blaues Licht, sowie drei Raketen (Verzweiflungssignale) erblickte. Der „Grecian“ erwiderte die Signale, aber bald darauf verschwand drüben das Licht, das Schiff mußte versunken sein.



Das gerettete Schiff „Cromatysshire“.

Kapitän Deloncle ging mit seinem Schiff unter; es ertranken im ganzen 667 Personen, gegen 200 wurden gerettet.

Unnötige Warnung.

„Nun, Kleiner, wohin willst du denn so früh?“ „Zum Kaufmann, ich soll etwas holen.“ „So, das ist hübsch von dir! Verlier' nur nicht das Geld!“ „D nein, ... wir pumpen!“

Immer derselbe.

In einer Gesellschaft von jungen Herren und Damen machte einer den Vorschlag, Gesichter zu schneiden und demjenigen, der nach dem Ausspruche der Stimmenmehrheit das dümmste machen würde, eine Prämie zu verleihen. Man war es zufrieden, und die Herren gaben sich durch fragenhafte Verzerrung des Gesichtes die größte Mühe, die Prämie zu gewinnen.

Plötzlich wandte sich eine Dame zu einem der Herren und rief: „Bravo! Ihnen gebührt der Preis!“ „Mir?“ war die verwunderle Antwort, „mir? Verzeihen Sie, Fräulein, ich habe noch gar nicht daran gedacht, ein Gesicht zu schneiden, ich sehe immer so aus.“

Auflösung der Rätselfragen im vorigen Jahrgang.

1. Ein Lastträger.
2. Ein Handlanger.
3. Ein Geizkragen.
4. Eine Plaudertasche.
5. Ein Großmaul.
6. Eine Spielratte.
7. Eine Lesefage.
8. Ein Springinsfeld.
9. Ein Büchertwurm.
10. Ein Neidhammel.
11. Langohren, Carniboren (Fleischfresser).
12. Der Gelbschnabel.
13. Der Windbeutel.
14. Der Bienenvater.
15. Der Spaßvogel.
16. Der Heißsporn.
17. Hasensüße.
18. Der Hagestolz.
19. Das Windspiel.
20. Das Fersengeld.